



Glaubenssachen

Sonntag, 22. Januar 2023, 08.40 Uhr

Wartezimmer zur Auferstehung
Zu Besuch in den römischen Katakomben
Von Christian Feldmann

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Am 6. August 258, während der Christenverfolgung durch Kaiser Valerian, kam es in der römischen Calixtus-Katakombe zu einer grässlichen Bluttat: Papst Sixtus II. und seine Diakone wurden in der unterirdischen Totenstadt, wo sie Zuflucht gesucht hatten, von kaiserlichen Soldaten ermordet.

Berichtet der Bischof von Karthago in Nordafrika, Cyprian, in einem seiner Briefe. Nur wenige Wochen danach wurde Cyprian, der als theologisch hochgebildeter Kirchenvater gilt und den großen Augustinus beeinflusst hat, enthauptet.

Solche Geschichten, wie sie sich Jahrhunderte später auch noch in den Papstbiografien des Liber Pontificalis aus dem Lateran finden, haben nur einen Schönheitsfehler: Sie zeichnen ein völlig falsches Bild von den Katakomben.

„In cimiterio“, in den Friedhöfen hätten sich die Päpste während der Verfolgungszeit aufgehalten und dort sei es zu der tödlichen Attacke auf Papst Sixtus gekommen, dieses Bild setzte sich in den Köpfen fest. Offenbar versteckten sich hier tief unter der Erde, in moderner Friedhofsluft, im von Fackeln nur schwach erhellten Halbdunkel, die ersten Christen vor ihren blutrünstigen Verfolgern. Noch in den frommen Romanen des 19. Jahrhunderts und in den Monumentalfilmen aus Hollywood wie „Ben Hur“ oder „Quo Vadis“ erscheinen die römischen Katakomben als Zufluchtsstätten einer gejagten Minderheit, als illegale Versammlungsorte und finstere Schauplätze von Martyrien.

Die Ortsbestimmung „in cimiterio“, in den Friedhöfen, bezeichnet aber keineswegs nur die unterirdischen Gräfte, sondern bezieht sich von Anfang an auch auf das Terrain und die Bauwerke *über* den Grabanlagen. Archäologen und Historiker sind sich längst einig, dass die Katakomben nie als unterirdische Wohnungen oder geheime Schutzorte dienten, sondern immer nur als Friedhöfe. Größere Versammlungen wären in den fast nur aus engen Gängen bestehenden Gräften kaum möglich gewesen, die meisten sind lediglich einen Meter 50 bis einen Meter 80 breit. Die wenigen Ausgänge hätte ein Verhaftungskommando kurzfristig besetzen können. Und schließlich, pardon, der allgegenwärtige Verwesungsgeruch hätte einen längeren Aufenthalt ganz sicher verhindert.

Die Bauarbeiten erreichten jedenfalls ein gewaltiges Ausmaß: In Rom existieren immerhin 60 Katakomben-Anlagen mit Gängen, die mehrere hundert Kilometer lang sind, und Hunderttausenden von Gräbern. Doch am Anfang dieser kolossalen Bauleistung stand ein schlichtes Platzproblem: Während die heidnischen Römer ihre Toten verbrannten – wenigstens bis Ende des zweiten Jahrhunderts –, beharrten ihre christlichen Mitbürger hartnäckig auf der Erdbestattung.

Und zwar einmal aus Respekt vor dem Beispiel Christi, der in einem Grab gelegen hatte – von einem „Gartengrab“ sprechen die Evangelien – und von Gott mit Leib und Seele wieder zum Leben erweckt worden war. Dann aber auch aus Achtung vor dem menschlichen Körper, der nach ihrer Überzeugung eines Tages ebenfalls zu einer neuen Existenz auferstehen würde. – Deshalb sprachen die Christen nicht mehr von einer Nekropolis, einer Totenstadt wie die illusionslosen Heiden, sondern ebenso

gläubig wie poetisch von einer Schlafstätte, coemeterium, von einem Wartezimmer zur Auferstehung.

Während die Heiden ihre Urnen in Einzel- oder Familiengräbern beisetzen, wollten die frühen Christengemeinden auch im Tod vereint sein, einen eigenen Bereich für Totenmessen und Totengebete haben und den ärmeren Gemeindemitgliedern ein christliches Begräbnis ermöglichen. Der afrikanische Kirchen-schriftsteller Tertullian erwähnt 197 eine „Gemeinschaftskasse“ seiner Gemeinde, deren Mitglieder hier jeden Monat genau zu diesem Zweck ihre Beiträge einzahlten. Unterirdische Grabanlagen waren übrigens keine neue Idee, die gab es auch bei den Etruskern, in Mittelitalien, Ostsizilien, Griechenland, Ägypten, Palästina. Und zwar dort, wo die Bodenbeschaffenheit das Graben erleichterte – wie das weiche Tuffgestein in der römischen Gegend – und keine Einsturzgefahr drohte.

In der Weltstadt Rom waren übrigens die jüdischen Gemeinden die „Erfinder“, wenn man so sagen darf, der Katakomben. Das ist das Ergebnis neuester gründlicher Forschungen an der Universität Utrecht. Jüdische Katakomben gab es bereits mehrere Jahrzehnte vor den unterirdischen Grabanlagen der Christen, die in denselben Stadtvierteln wie die Juden wohnten und die Idee gern übernahmen. Erhalten sind lediglich vier der jüdischen Grabanlagen, und interessanterweise hat man keine einzige hebräische Inschrift in den Grabnischen gefunden, nur Texte in Latein oder Griechisch; ein weiterer Beleg dafür, wie gut integriert die weltläufigen Juden in die römische Gesellschaft waren.

Als sich die Christengemeinden immer besser organisierten und an Finanzkraft zulegten, übernahmen sie die bekannten Grabungstechniken oder kauften sich auch in bereits bestehende Gruftanlagen ein. Die erweiterten sie dann zu einem weitverzweigten Netz von Gängen mit übereinanderliegenden Ebenen und Stockwerken. Vom ebenen Gelände grub man in der Regel eine etwa acht Meter tiefe Treppe, um von hier aus einen zwei Meter hohen Stollen in die Erde zu treiben. Rechts und links legte man Seitenstollen an, die man durch Parallelgänge immer wieder mit dem Hauptstollen verband. In der römischen Domitilla-Katakombe, die viele Touristen kennen, erreicht dieser Hauptgang eine Länge von über 200 Metern. Lichtschächte brachten eine schwache Beleuchtung in die Finsternis. Vor vielen Gräbern flackerten Tonlämpchen, mit aromatischem Öl, das die Moderluft erträglicher machte.

Neu war der Begriff „Katakomben“, er kam auch erst im vierten Jahrhundert auf. „Catacumbas“, auf Deutsch „nahe der Vertiefung“ nannten die Römer nämlich eine Senke bei der Via Appia Antica, wo man einst aus Puzzolngruben Tuffsteinblöcke zum Bau der Stadtmauer herausgeschlagen hatte. Ganz Rom wurde mit dieser sandsteinhaltigen Vulkanasche aufgebaut, das Material war bisweilen etwas porös, aber gut und schnell zu verarbeiten. Als die Christen in dieser tiefen Erdspalte einen Friedhof anlegten, gaben sie ihm folgerichtig den Namen „Coemeterium ad catacumbas“, und dieser Begriff ging allmählich auf all die unterirdischen Grabanlagen über. Heute steht an der Stelle die Basilika San Sebastiano mit ihren Katakomben.

Kulturhistorische Entwicklungen wie der Bau eigener christlicher Friedhofsanlagen gehen nicht von heute auf morgen vor sich. In den ersten Jahrzehnten der aus dem Judentum herausgewachsenen neuen Religion hatten die Christen ihre verstorbenen Angehörigen noch oberirdisch bestattet, an der Seite der Heiden. Das trifft sogar auf Gründungsfiguren wie die Apostel Petrus und Paulus zu: Petrus, der zwischen 65 und 67 an einem unbekanntem Ort den Martertod erlitten haben soll, wurde nach der Überlieferung in der römischen Totenstadt auf dem Vatikanischen Hügel bestattet. Paulus, möglicherweise im Jahr 64 unter Kaiser Nero mit dem Schwert hingerichtet, soll innerhalb des Grabbezirks an der römischen Via Ostiense beigesetzt worden sein. Der italienische Archäologe Giorgio Filippi behauptet, das prominente Grab im Juni 2005 wiedergefunden zu haben, unter der Basilika San Paolo fuori le mura, Sankt Paul vor den Mauern. Dort hat er einen römischen Sarkophag ausgegraben, mit Knochenresten, die mit der Radiokarbonmethode auf das erste oder zweite nachchristliche Jahrhundert datiert wurden. Im Sarkophag lag außerdem goldverzierter purpurner Leinenstoff. Ein letzter Beweis ist das alles nicht.

Erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts führte die starke Zunahme der Gläubigen und die damit verbundene große Nachfrage nach Begräbnisplätzen dazu, dass der Bau eigener christlicher Friedhöfe in Angriff genommen wurde, auf Villen- und Gartengrundstücken reicher Glaubensgenossen und dann auch unter der Erde. Es waren Privatleute, die diese Grüfte anlegten; nur die Calixtuskatakomben wurde von Anfang an vom Klerus verwaltet. Von den unterirdischen Grabanlagen der heidnischen Kultur unterschieden sich diese unterirdischen Anlagen durch ihre teils gewaltige Größe, außerdem durch eine bessere Ausnutzung des verfügbaren Raums und durch eine Planung, die mögliche spätere Erweiterungen bereits einbezog. Vor allem fällt die einheitliche Gestaltung der einzelnen Bestattungsplätze auf: Die Grabnischen sind in regelmäßigen Abständen neben- und übereinander in den Katakombenwänden angeordnet, durch breite Tuffsegmente getrennt und mit Ziegel- oder Marmorplatten verschlossen. Der italienische Archäologe Vincenzo Focchi Nicolai interpretiert die Hintergründe dieser Einheitlichkeit so:

„Größere und schönere Gräber – wie zum Beispiel Nischen für Sarkophage – oder exklusivere Grabräume, mit Malereien und Dekorationen geschmückt, sind ziemlich selten. Diese stark ausgeprägte Einheitlichkeit der Bestattungen entspricht offensichtlich – wie die Forschung bestätigt hat – den Gleichheitsvorstellungen der neuen Religion. Das Streben nach einer überzogenen Selbstdarstellung durch das eigene Grabdenkmal, wie es in der römischen Welt üblich war, scheint hier ganz bewusst ausgeschlossen worden zu sein.“

Im Lauf des dritten Jahrhunderts wuchs die römische Stadtbevölkerung gewaltig an, auch die Christen wurden immer mehr. Es wurden fast 200 Kleriker gezählt, Priester, Diakone, Lektoren, Exorzisten; die Christengemeinden sorgten nach einem Bericht von Papst Cornelius für 1500 Witwen und sonstige Arme. Ein paar Jahrzehnte setzten die Verfolgungen aus, in dieser Friedenszeit sickerte der Christenglaube auch in die Stadtkultur und in die Führungsschichten des Kaiserreiches ein. Man baute neue Katakomben, die bestehenden wurden großzügig erweitert und teils ausgemalt und

geschmückt. Die beeindruckende schlichte Einheitlichkeit der Gräber wurde schrittweise aufgegeben.

Das gilt erst recht für die Regierungszeit von Kaiser Konstantin, der Anfang des vierten Jahrhunderts die Religion der Christen anerkannte und mit den Verfolgungen endgültig aufräumte. Die Gruftanlagen dehnten sich rapide aus. Papst Damasus, der von 366 bis 384 regierte, förderte die Beisetzung in den Katakomben auch aus katechetischem Interesse: Hier lagen die Märtyrergäber, hier waren die Ursprünge des Christentums greifbar.

Die schlichten Nischengräber gab es immer noch in endloser Zahl, aber auch immer mehr größere Räume, wo sich christliche Senatorenfamilien in reich verzierten Marmorsarkophagen unter wunderschönen Fresken bestatten ließen. Kreuzgewölbe entstanden. Säulen, Pfeiler, Konsolen wurden in den weichen Fels gehauen. Tische, Sitzgelegenheiten, sogar Brunnen ermöglichten das alljährliche rituelle Totenmahl am Sterbetag, das die Familie eines Verstorbenen bisher draußen vor der Katakombe gehalten hatte. Zahlreiche Duftlampen und die großzügigere Bauweise mit intelligent angelegten Lichtschächten hatten die Luftverhältnisse offenbar stark verbessert. In den Grabnischen findet man heute noch liebevoll deponierte Erinnerungsstücke: winzige Statuetten, Püppchen, Muscheln, Miniaturschmuckstücke, Glas- und Tongefäße.

Es war der möglicherweise aus Spanien stammende Papst Damasus, der um 380 in den Kalixtus-Katakomben eine Gruft für sich, seine fast neunzigjährig verstorbene Mutter und seine Schwester Irene errichten ließ. Die Inschrift hat er vielleicht selbst verfasst, denn er ist für etliche Versdichtungen bekannt. Zitat: „Er, der über die bitteren Wogen des Meeres schreitet, er, der den toten Samen der Erde Leben verleiht, er, der die Bande des Todes zu lösen vermag und nach dem dritten Tag den Bruder [Lazarus] aus dem Dunkel der Schwester Martha wieder lebendig zuführt, er wird, so glaube ich, auch Damasus aus dem Staub erwecken.“

Das rührende Credo des Papstes Damasus ist typisch. Bei der kleinsten Berührung, das wusste man wohl damals schon und das erleben Archäologen heute noch, würden die sterblichen Überreste in den Gräbern zu Staub zerfallen. Aber die Inschriften, später auch die vielen Fresken und wenigen Mosaiken in den Stollen und Grabkammern sprechen nicht vom Tod, sondern vom Leben.

Die kurzen Texte, die zartfarbigen Fresken und vereinzelt Mosaiken hat man ein Evangelium in Miniaturausgabe genannt, einen archaischen Katechismus – obwohl es keine einzige Darstellung des gemarterten und gekreuzigten Christus gibt. Die finden wir erst im frühen fünften Jahrhundert, und auch da ist der sterbende Christus als triumphierender Sieger dargestellt. So bleibt es bis zum Mittelalter, dann erst wagen sich die Künstler an den geschundenen Schmerzensmann mit seinen blutenden Wunden.

Hier in den Katakomben erscheint er als jugendlicher Hirte, ein Schaf auf den Schultern, das die von ihm gerettete Menschheit symbolisiert, als Wundertäter und Prediger, die Hand im klassischen Gestus der Rede ausgestreckt. Oder als Philosoph im Gewand des Lehrers. Der Gute Hirte, hundertfach in den Katakomben anzutreffen, transportiert keineswegs nur eine sentimentale Idylle. Die Christen sehen in ihm, der den Schäflein die rechte Weide zeigt, auch die Lehrautorität der kirchlichen Hierarchie verkörpert, und mehr noch, den Himmelskönig. Die hebräische Bibel nennt Gott den „Hirten der Völker“.

Ein Fisch kommt sehr häufig in den Katakomben vor. Denn von Anfang an galt der Fisch als Chiffre für Jesus; im Griechischen ist das Wort für „Fisch“, ichtys, identisch mit den Anfangsbuchstaben des Christus-Titels „Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser“. Auch das Wasser als Lebelement teilen die getauften Gläubigen mit den Fischen.

Es gibt noch mehr gern gebrauchte christliche Symbole in den Grabstätten: die Taube mit dem Olivenzweig im Schnabel, Erinnerung an Noah in seiner Arche und Zeichen für die im Frieden Gottes lebende Seele. Der mythische Vogel Phönix aus Arabien, der nach tausend Jahren aus der eigenen Asche zu neuem Leben ersteht, was als Bild der Auferstehung gedeutet wird. Oder auch der Anker: Die hier Begrabenen haben glücklich den ewigen Hafen erreicht.

Es ist kaum zu glauben: Als das Mittelalter zu Ende ging, wusste kein Mensch mehr in Rom, wo die Katakomben lagen. Erdbeben und eine wild wuchernde Vegetation hatten die Eingänge zerstört und den Blicken entzogen. Schon in der Völkerwanderungszeit waren die meisten Katakomben von Ostgoten, Langobarden und anderen Barbarenvölkern geplündert worden, so dass die Päpste die Reliquien der Märtyrer in die Basiliken des Stadtzentrums in Sicherheit brachten.

Erst das wieder aufflackernde Interesse der Renaissance an der Antike rief Katakombenforscher wie den verwegenen Antonio Bosio, gestorben 1629, auf den Plan. Als Achtzehnjähriger hatte er sich in so ein unterirdisches Labyrinth gewagt, dessen Eingang durch einen Erdbeben frei geworden war. Bosio und sein Begleiter hatten nur eine Kerze mitgenommen, die bald verlösch. Die beiden standen Todesängste aus, während sie stundenlang durch stockfinstere Gänge tappten. Von da an nahmen sie auf ihre Erkundungsreisen außer Kerzen, Hacke und Gewehr immer ein großes Knäuel Schnur mit, das sich beim Vorwärtsgen abwickelte und so den sicheren Rückweg markierte.

36 Jahre lang forschte Bosio planmäßig im Untergrund der Ewigen Stadt. Am Ende seines Lebens hatte er 30 Friedhöfe wiederentdeckt und sich den Namen „Kolumbus des unterirdischen Rom“ erworben.

Auch eine weithin aus dem Blick geratene Vergangenheit kann inspirieren: Kurz vor dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils, am 16. November 1965, trafen sich rund 40 Bischöfe aus allen Erdteilen in der römischen Domitilla-Katakombe und verpflichteten sich auf eine arme und dienende Kirche. Diesem sogenannten

Katakomben-Pakt schlossen sich im Lauf der Zeit weitere 500 Bischöfe an. Sie versprachen, sich zu bemühen,

– „so zu leben, wie die Menschen um uns her üblicherweise leben, im Hinblick auf Wohnung, Essen, Verkehrsmittel (...), nicht als Reiche zu erscheinen und auch nicht wirklich reich zu sein.“

Ausdrücklich verpflichteten sie sich zum Dienst an den wirtschaftlich „Bedrängten und Benachteiligten“. Sie wollten nur noch als „Padre“ angesprochen werden, nicht mehr als Eminenz oder Exzellenz. Und sie kündigten an, die Finanz- und Vermögensverwaltung ihrer Bistümer in die Hände fachkundiger Laien zu legen,

– „damit wir Hirten und Apostel statt Verwalter sein können.“

Im Jahr 2019 erneuerten und erweiterten mehr als 40 Bischöfe Amazoniens diese Vorsätze in einem zweiten „Katakomben-Pakt“: Nachhaltiger Lebensstil, respektvolle Verkündigung, Mitverantwortung von Laien, vor allem Frauen, für eine synodale Kirche. Die ehrwürdigen Katakomben aus dem frühen Christentum stecken ganz offensichtlich immer noch voller Leben.

* * *

Zum Autor:

Christian Feldmann, Theologe, Rundfunkautor und Schriftsteller